

GEFANGEN BEI DEN PHARAONEN

(Nach einer Idee und im Auftrag von Harry Houdini)

I

Das Geheimnisvolle zieht Geheimnisvolles an. Seit mein Name als Vollbringer unerklärlicher Bravourstücke um die Welt geht, komme ich immer wieder mit seltsamen Geschichten und Geschehnissen in Berührung, die nach allgemeiner Auffassung zu meinen berufsbedingten Interessengebieten und Unternehmungen passen. Einige davon waren banal und unbedeutend, einige hochdramatisch und fesselnd, andere führten zu unheimlichen und gefährvollen Erlebnissen, und wiederum andere verstrickten mich in umfangreiche wissenschaftliche und historische Nachforschungen. Vieles davon habe ich freimütig berichtet und werde das auch weiterhin tun. Doch gibt es einen Fall, über den ich nur sehr widerstrebend spreche und den ich auch jetzt nur unter dem Druck hartnäckigen Drängens seitens der Herausgeber dieses Magazins schildere, die aus dem Kreis meiner Familie vage Gerüchte darüber vernommen haben.

Diese bisher sorgsam gehütete Begebenheit hängt mit meiner privaten Ägyptenreise vor vierzehn Jahren zusammen und wurde von mir aus mehreren Gründen gemieden. Zum einen scheue ich mich, gewisse unbestreitbar zutreffende Tatsachen und Umstände offenzulegen, die den Myriaden von Pyramidentouristen wohl unbekannt sind und die anscheinend von den Behörden in Kairo geflissentlich geheim gehalten werden, obwohl man dort nicht völlig in Unkenntnis darüber sein kann. Zum anderen missfällt es mir, ein Ereignis öffentlich zu machen, woran meine eigene überhitzte Einbildungskraft einen derart großen Anteil gehabt haben muss. Was

ich sah – oder zu sehen glaubte – fand zweifellos nicht wirklich statt; vielmehr muss es als Folge meiner damals frischen ägyptologischen Lektüre betrachtet werden sowie meiner Gedankengänge zu diesem Thema, die meine Umgebung unweigerlich hervorrief. Diese Fantasieanreize, verstärkt durch die Aufregung eines tatsächlichen, an sich schon hinreichend schrecklichen Erlebnisses, gebaren fraglos das überbordende Grauen jener wahnwitzigen Nacht, die nun schon so lange zurückliegt.

Im Januar 1910 hatte ich gerade einige Gastauftritte in England hinter mir und einen Vertrag für eine Tournee durch australische Theaterhäuser unterschrieben. Da mir für die Hinfahrt reichlich Zeit zur Verfügung stand, beschloss ich, das Beste daraus zu machen, indem ich auf die Art reiste, die mir am liebsten ist. Ich bummelte also in Begleitung meiner Frau genüsslich den europäischen Kontinent hinab und schiffte mich in Marseille auf dem P.-&O.-Dampfer *Malwa* nach Port Said ein. Von dort aus beabsichtigte ich, die wichtigsten historischen Stätten Unterägyptens zu besuchen, bevor ich schließlich nach Australien abreisen würde.

Die Überfahrt war angenehm und wurde von zahlreichen jener amüsanten Zwischenfälle verkürzt, die einem Bühnenmagier abseits seiner Berufsausübung widerfahren. Um unbehelligt reisen zu können, hatte ich vorgehabt, meinen Namen geheim zu halten. Doch ließ ich mich von einem magischen Zunftbruder aus der Deckung locken, der es so penetrant darauf anlegte, die Passagiere mit billigen Tricks zu verblüffen, dass es mich unwiderstehlich in den Fingern juckte, seine Kunststückchen in einer Weise nachzumachen und zu übertreffen, die Gift für mein Inkognito war. Ich erwähne dies wegen seiner letztendlichen Auswirkung – einer Auswirkung, die ich hätte bedenken müssen, ehe ich mich vor einer Schiffsladung Touristen enttarnte, die sich anschließend über das gesamte Niltal verteilen würden. Die Folge war nämlich die, dass mein Name überall ausposaunt wurde, wohin auch immer ich nachher kam, und meine Frau und ich der ganzen stillen Unauffälligkeit beraubt

wurden, an der uns so viel gelegen hatte. Wenn ich Sehenswürdigkeiten bereiste, musste ich es oft erdulden, mich selbst als eine Art von Sehenswürdigkeit bestaunen zu lassen!

Wir waren auf der Suche nach malerischen und mystischen Eindrücken nach Ägypten gekommen, fanden aber recht wenig davon, als der Dampfer vor Port Said ankerte und seine Passagiere in kleinen Booten ausschiffte. Flache Sanddünen, dümpelnde Bojen in seichtem Gewässer und eine langweilig-europäische Kleinstadt, die nichts zu bieten hatte außer einem großen De-Lesseps-Standbild, ließen uns dringend wünschen, zu etwas Lohnswerterem vorzustoßen. Nach längerer Beratung beschlossen wir, sofort nach Kairo und zu den Pyramiden aufzubrechen und später nach Alexandria weiterzureisen, wo uns das Schiff nach Australien sowie all die griechisch-römischen Sehenswürdigkeiten erwarteten, die jene antike Metropole bereithalten mochte.

Die Bahnfahrt verlief recht passabel und beanspruchte nur viereinhalb Stunden. Wir sahen viel vom Suezkanal, dessen Verlauf wir bis Ismailiya folgten, und bekamen später einen Vorgeschmack auf das Alte Ägypten, als wir einen Blick auf den wieder instand gesetzten Süßwasserkanal des Mitteren Reiches erhaschten. Dann endlich sahen wir Kairo durch die zunehmende Abenddämmerung schimmern; ein blinkendes Sternbild, das zu einem Feuerleuchten wurde, als wir im großen Gare Centrale hielten.

Doch abermals erwartete uns eine Enttäuschung, denn alles, was uns vor Augen kam, war europäisch, abgesehen von den Menschen und ihrer Kleidung. Eine prosaische U-Bahn brachte uns zu einem öffentlichen Platz, der vor Droschken, Taxis und Straßenbahnzügen wimmelte und im elektrischen Licht hoher Gebäude erstrahlte; wogegen eben jenes Theater, worin aufzutreten man mich vergeblich bat und das ich später als Zuschauer besuchte, kurz zuvor in ›American Cosmograph‹ umbenannt worden war. Wir stiegen im Shephard's ab, wohin wir mit einem Taxi fuhren, das über breite, von eleganten Gebäuden gesäumte Straßen jagte; und umgeben vom perfekten Service

des Hotelrestaurants, von den Etagenaufzügen und dem ganz allgemein angloamerikanisch geprägten Luxus, schienen der geheimnisträchtige Osten und die geschichtsträchtige Vergangenheit sehr weit weg.

Der nächste Tag jedoch stürzte uns ergötzlich mitten hinein in eine Märchenatmosphäre wie aus *Tausendundeiner Nacht*, und in den verwinkelten Gassen und exotischen Häuserzeilen Kairos schien das Bagdad Harun-al-Raschids wieder lebendig zu werden. Unter Anleitung unseres Baedekers waren wir auf der Suche nach dem Einheimischen-Viertel ostwärts spaziert, vorbei an den Ezbekiyeh-Gärten und durch den Mouski, und befanden uns bald in den Fängen eines stimmungswaltigen Fremdenführers, der – ungeachtet späterer Entwicklungen – unstrittig ein Meister seines Fachs war.

Erst später ging mir auf, dass ich im Hotel um einen amtlich ausgewiesenen Führer hätte bitten sollen. Unser Mann, ein glatt rasierter, halbwegs reinlicher Bursche mit sonderbar hohler Stimme, der wie ein Pharaos aussah und sich selbst »Abdul Reis el Drogman« titulierte, schien beträchtliche Macht auf seinesgleichen auszuüben; wenn auch die Polizei später vorgab, ihn nicht zu kennen, und erklärte, dass *Reis* lediglich eine Bezeichnung für jede Art von hochgestellter Persönlichkeit sei, während es sich bei »Drogman« offenkundig um nicht mehr handele als eine Verballhornung des Begriffs für einen Führer von Touristengruppen – *Dragoman*.

Abdul geleitete uns durch Wunder, wie wir sie bisher nur aus Büchern und aus Träumen kannten. Kairos Altstadt ist selbst ein Märchenbuch und ein Traum – ein Irrgarten enger Gassen, durchwoben von den Düften aromatischer Geheimnisse; arabesk verzierte Balkone und Erker, die über kopfsteingepflasterten Straßen beinahe aneinanderstoßen; ein Gewühl orientalischer Verkehrs mit fremdartigen Rufen, knallenden Peitschen, rumpelnden Karren, Münzgeklingel und Eselsgeschrei; ein Farbenrausch bunter Gewänder, Schleier, Turbane und Fese, Wasserträger und Derwische, Hunde und Katzen, Wahrsager und Bartscherer; und über allem das Gewinsel blinder, in

Nischen gekauerter Bettler und der tönende Singsang der Muezzine von Minaretten, die anmutig schlank vor einem unwandelbar tiefblauen Himmel gepinselt sind.

Die überdachten, ruhigeren Basare waren kaum weniger verlockend. Gewürze, Parfüme, Dufthölzer, Weihrauchperlen, Teppiche, Seidenstoffe und Messingwaren – Graubart Mahmud Suleiman hockt im Schneidersitz inmitten seiner klebrigen Flaschen, während schwatzende Knaben im ausgehöhlten Kapitell einer uralten klassischen Säule Senfkörner zerstoßen – das Kapitell ist von römisch-korinthischer Form, vielleicht stammt es aus dem benachbarten Heliopolis, wo Augustus eine seiner drei ägyptischen Legionen stationiert hielt. Die Antike beginnt, sich mit Exotik zu mischen. Und dann die Moscheen und das Museum – wir besichtigten alles und versuchten, unsere Arabien-Schwelgerei nicht der dunkleren Lockung des pharaonischen Ägyptens erliegen zu lassen, die den unbezahlbaren Museumsschätzen innewohnte. Dies nämlich sollte der Höhepunkt unserer Reise werden, und fürs Erste widmeten wir uns den mittelalterlich-sarazenischen Herrlichkeiten der Kalifen, deren großartige Grabmoscheen eine glitzernde Märchen-Nekropole am Rande der Arabischen Wüste bilden.

Zum Schluss führte Abdul uns über die Scharia Mohammed Ali zu der alten Moschee Sultan Hassans und dem von Türmen eingefassten Babel-Azab, hinter der zwischen steilen Mauern der Durchgang zu jener mächtigen Zitadelle ansteigt, die kein Geringerer als Saladin aus den Steinen vergessener Pyramiden erbaute. Die Sonne ging unter, als wir jenen Felshang erklimmen, die moderne Moschee Mohammed Alis umrundeten und von dem schwindelerregenden Brustwehr auf das mystische Kairo hinabblickten – das mystische Kairo im Goldglanz seiner reich verzierten Kuppeln, seiner luftigen Minarette und seiner flammenden Gärten.

Fern erhob sich die riesige römische Kuppel des neuen Museums über der Stadt; und dahinter – jenseits des geheimnisvollen gelben Nils, der Mutter von Zeitaltern und Königsgeschlechtern – dräute bedrohlich das Sandmeer der lybischen Wüste, wogend

und schillernd und Bosheit brütend in seinen uralten Geheimnissen.

Die rote Sonne sank tief und brachte die durchdringende Kälte der ägyptischen Abenddämmerung; und als sie schwerelos stillstand am Rand der Welt gleich jener alten Gottheit von Heliopolis – Re-Harachte, Sonne des Horizonts –, erschauten wir vor ihrem scharlachroten Brandopfer die schwarzen Silhouetten der Pyramiden von Gisch, deren uralte Gräfte bereits den Reif von Jahrtausenden trugen, als Tutanchamun im fernen Theben seinen goldenen Thron bestieg. Da wussten wir, dass wir mit dem sarazenischen Kairo abgeschlossen hatten und dass wir nun die tieferen Geheimnisse des uranfänglichen Ägyptens kosten mussten – des schwarzen Khem von Re und von Amun, von Isis und Osiris.

Am nächsten Morgen besuchten wir die Pyramiden. Wir fuhren in einem Victoria-Zweisitzer über die Insel Gezîret mit ihren mächtigen Lebbakh-Bäumen und die kleinere englische Brücke zum Westufer. Weiter ging es auf lebbakh-gesäumten Alleen die Uferstraße hinab, vorbei am riesigen Tiergarten zum Randbezirk von Gisch, wo seither eine neue Brücke direkt nach Kairo gebaut wurde. Anschließend wandten wir uns entlang des Scharia-el-Haram landeinwärts und durchquerten eine Gegend voller spiegelglatter Kanäle und armseliger einheimischer Dörfer, bis vor uns die Ziele unseres Ausflugs in Sicht kamen, die aus dem Frühnebel ragten und sich in den spiegelnden Bassins seitlich der Straße kopfüber zu verwirklichen schienen. Hier blickten, wie Napoleon es seinem Gefolge an derselben Stelle gesagt hatte, vierzig Jahrhunderte auf uns hernieder.

Nun stieg die Straße plötzlich an, bis wir endlich den Ort unserer Weiterbeförderung vom Straßenbahn-Halteplatz zum Mena House Hotel erreichten. Abdul Reis, der uns beflissen die Zutrittskarten zu den Pyramiden besorgte, schien im Einvernehmen mit den aufdringlichen, keifenden und abstoßenden Beduinen zu stehen, die etwas weiter entfernt ein schmutziges Lehmhüttendorf bewohnten und jeden Reisenden ekelhaft

bedrängten, denn er hielt sie geziemend auf Abstand und besorgte uns zwei ausgezeichnete Kamele. Er selbst stieg auf einen Esel und übertrug die Führung unserer Tiere einer Gruppe von Männern und Knaben, die sich als eher kostspielig denn nützlich erwiesen. Die zu bewältigende Strecke war so kurz, dass man gar keine Kamele benötigte, doch bereuten wir die Erweiterung unseres Erfahrungsschatzes um diese beschwerliche Art der Wüstenschiffahrt nicht.

Die Gruppe der Pyramiden erhob sich auf einem hohen Felsplateau als annähernd nördlichste jener Reihen von prachtvollen und erhabenen Totenburgen der Herrscher und der Hochgestellten, die in Nachbarschaft zur erloschenen Hauptstadt Memphis erbaut worden waren, welche etwas südlich von Gisch am selben Nilufer lag und von 3400 bis 2000 vor Christi Geburt in Blüte stand. Die größte der Pyramiden, die dem modernen Verkehrsweg am nächsten liegt, wurde etwa um 2800 v. Chr. von König Cheops oder Chufu errichtet und erreicht eine Höhe von über 137 Metern. Auf sie folgt in südwestlicher Linie zunächst die zweite Pyramide, eine Generation später von König Chephren auf einer Anhöhe erbaut, weshalb sie größer als die erste wirkt, obwohl sie eigentlich etwas kleiner ist, und anschließend die deutlich kleinere dritte Pyramide von König Mykerinos, erbaut um 2700 v. Chr. Am Rande des Plateaus, genau östlich von der zweiten Pyramide und mit einem Antlitz, das möglicherweise zu einem gigantischen Portrait Chephrens umgestaltet wurde, ihrem königlichen Instandsetzer, ragt die riesige Sphinx auf – stumm, sardonisch und weiser als die Menschheit und alle Erinnerung.

Kleine Pyramiden und die Spuren zerfallener kleiner Pyramiden finden sich an vielen Stellen, und das gesamte Plateau ist unterhöhlt von den Gräbern der Würdenträger nichtköniglichen Ranges. Diese Grabstätten wurden ursprünglich von *Mastabas* gekennzeichnet, steinerne, stufenförmige Bauwerke über den tiefen Grabschächten, wie man sie von anderen memphischen Friedhöfen her kennt und als deren Musterbeispiel das Grab des Perneb im Metropolitan Museum von New

York gelten kann. In Gisch jedoch wurden alle derartigen sichtbaren Zeugnisse von der Zeit und von Plünderern ausgetilgt; und lediglich die in den Fels getriebenen Schächte, entweder mit Sand gefüllt oder von Archäologen freigelegt, zeugen noch von ihrem einstigen Vorhandensein. Jedem Grab war eine Kapelle angeschlossen, worin Priester und Hinterbliebene dem gestaltlos schwebenden *Ka*, dem Lebensodem des Verstorbenen, Speisen und Gebete darbrachten. Bei den kleineren Gräbern sind die Kapellen in den *Mastabas* oder Überbauten enthalten, doch die Grabkapellen der Pyramiden, wo die Pharaonen-Herrscher ruhten, waren gesonderte Tempel, die jeweils östlich der betreffenden Pyramide lagen und durch einen Dammweg mit einem wuchtigen Torbau oder *Propylon* am Rande des Felsplateaus in Verbindung standen.

Die Torkapelle zur zweiten Pyramide gähnt unterirdisch, beinahe begraben unter Sandverwehungen, südostseitig der Sphinx. Eine beharrliche Überlieferung bezeichnet ihn als »Tempel der Sphinx«; und vielleicht trägt er diesen Namen zu Recht, falls die Sphinx tatsächlich den Erbauer der zweiten Pyramide, Pharao Chephren, darstellt. Es kursieren ungute Geschichten über die Sphinx vor Chephrens Zeit – doch wie auch immer ihr Antlitz einst aussah, der König ersetzte es durch seine eigenen Gesichtszüge, damit die Menschen das Monumentalstandbild ohne Furcht ansehen konnten.

In jenem großen Pfortentempel wurde die lebensgroße Diorit-Statue des Chephren entdeckt, die jetzt im Kairoer Museum steht, ein Standbild, vor dem ich in Ehrfurcht verharrte, als ich es sah. Ich bin nicht sicher, ob inzwischen das gesamte Bauwerk ausgegraben wurde, doch im Jahre 1910 lag es noch größtenteils unter der Erde und der Eingang war nachts schwer verbarriadiert. Deutsche führten damals die Aufsicht über die Grabungen, und der Krieg oder andere Umstände brachten möglicherweise die Arbeiten zum Erliegen. Angesichts meines späteren Erlebnisses und gewisser geflüsterter Gerüchte der Beduinen, die man in Kairo leichthin abtut und gar nicht glaubt, würde ich viel darum geben, zu wissen,

was im Zusammenhang mit einem bestimmten Schacht in einem Querstollen ans Licht kam, wo Standbilder des Pharaos in eigenartiger Nebeneinanderstellung mit Statuen von Pavianen gefunden wurden.

Die Straße, über die wir an jenem Morgen auf unseren Kamelen ritten, beschrieb eine enge Kurve um die Polizeistation, die Poststelle, den Bedarfswarenladen und andere Geschäfte und gabelte sich dann nach Süden und Osten zu einem Rundweg, der ansteigend um das gesamte Felsplateau verlief und uns einen direkten Ausblick über die Wüste bescherte, die sich im Schatten der großen Pyramide erstreckte. Wir ritten an zyklischen Mauern vorüber, bogen um die Ostfassade und erblickten in der Tiefe vor uns ein Tal mit Kleinpyramiden, wohinter gen Osten der ewige Nil glitzerte und gen Westen die ewige Wüste schillerte. Ganz in der Nähe ragten die drei Hauptpyramiden auf, deren größte, ihrer Außenverkleidung beraubt, das nackte Gefüge ihrer riesigen Steinquader darbot, während die anderen noch Reste ihrer sauber aufgetragenen Ummantelung aufwiesen, der sie zu ihrer Zeit Glätte und Vollendung verdankt hatten.

Bald stiegen wir zur Sphinx hinab und hockten schweigend unter dem Bann ihrer schrecklichen, blickleeren Augen. Auf der gewaltigen Steinbrust erkannten wir blass das Zeichen von Re-Harachte, als dessen Bildnis die Sphinx während einer späten Dynastie fälschlich angesehen wurde; und obwohl Sand die Tafel zwischen ihren mächtigen Tatzen bedeckte, entsannen wir uns der Inschrift, die Thutmosis IV. hineinmeißeln ließ, und des Traums, den er als Prinz gehabt hatte. Daraufhin erfüllte uns das Lächeln der Sphinx mit einem vagen Missbehagen und ließ uns über die Legenden von geheimen Gängen in der Erde unterhalb der monströsen Kreatur rätseln, die abwärts und immer weiter abwärts führen, bis hinab in Tiefen, auf die niemand anzuspielen wagt – Tiefen, mit denen Geheimnisse verknüpft sind, die weiter zurückreichen als das Ägypten der Könige, das wir aus dem Wüstensand schaufeln, und die einen dunklen Bezug zum Fortleben widernatürlicher,

tierköpfiger Götter aus dem uralten Pantheon des Nils haben. Nun stellte ich mir selbst eine müßige Frage, deren grässliche Bedeutung erst viele Stunden später erhellt werden sollte.

Andere Touristen begannen jetzt zu uns aufzuschließen, und wir strebten weiter zum von Sand begrabenen Tempel der Sphinx, knapp fünfzig Meter in südöstlicher Richtung gelegen, den ich bereits zuvor als großen Torbau des Dammwegs zur Grabkapelle der zweiten Pyramide auf dem Plateau erwähnt habe. Er lag zum größten Teil noch immer unterirdisch, und obwohl wir von unseren Kamelen absaßen und durch einen modernen Tunnelgang zu seinem Alabasterkorridor und seiner Säulenhalle hinabstiegen, wurde ich das Gefühl nicht los, dass Abdul und der hiesige deutsche Aufpasser uns nicht alles gezeigt hatten, was es dort zu sehen gab.

Anschließend absolvierten wir den üblichen Rundgang über das Pyramidenplateau, besichtigten die zweite Pyramide und die eigentümlichen Ruinen ihres Totentempels an der Ostseite, ebenso die dritte Pyramide mit ihren südlich gelegenen Miniaturtrabanten und ihrer verfallenen östlichen Kapelle, dann die Felsengräber und die bienenwabenartigen Anlagen der vierten und fünften Dynastie sowie das berühmte Campbell-Grab, dessen schattendunkler Schacht steile sechzehn Meter tief zu einem düsteren Sarkophag hinabreicht, den einer unserer Kamelführer nach einem schwindelerregenden Abstieg am Kletterseil von seiner störenden Sandschicht befreite.

Jetzt drang Geschrei von der Großen Pyramide zu uns herüber, wo Beduinen eine Touristengruppe mit Angeboten bestürmten, die Leute einzeln in Rekordgeschwindigkeit zur Pyramiden spitze hinauf- und wieder hinunterzutragen. Bei sieben Minuten liegt angeblich die Bestmarke für eine solche Hinauf- und Hinabbeförderung, doch viele rüstige Scheichs und Scheichessöhne versicherten uns, selbige auf fünf Minuten verkürzen zu können, sofern man sie mit dem erforderlichen Ansporn eines großzügigen *Bakschischs* versehe. Von uns erhielten sie diesen Ansporn nicht, doch ließen wir uns von Abdul hinaufgeleiten und gelangten so in den Genuss eines beispiellos

prächtigen Ausblicks, der nicht nur das ferne, glitzernde Kairo mit seinem zitadellengekrönten Hintergrund golden-violetter Berghänge einschloss, sondern ebenso sämtliche Pyramiden der Memphis-Ebene, von Abu Roasch im Norden bis zur Daschur im Süden. Die Sakarra-Stufenpyramide, die den Schritt von der niedrigen *Mastaba* zur eigentlichen Pyramide kennzeichnet, hob sich klar und verlockend in der sandigen Ferne ab. In der Nähe dieses Monuments des Übergangs war das sagenumwobene Grab des Perneb entdeckt worden – mehr als sechshundert Kilometer nördlich des Felsentals von Theben, wo Tutanchamun schläft. Abermals verschlug es mir vor lauter Ehrfurcht die Sprache. Der Ausblick auf solche Altertümer und die Geheimnisse, die ein jedes altersgraue Monument zu umschließen und zu bewahren schien, erfüllten mich mit einer Ehrerbietung und einem Gefühl der Gewaltigkeit, wie sonst nichts sie mir je eingeflößt hat.

Ermüdet von unserer Kletterpartie und angewidert von der Aufdringlichkeit der Beduinen, deren Betragen jeder Benimmregel spottet, ersparten wir uns die Mühe, zwecks näherer Erkundung in die engen Innenschächte einer der Pyramiden einzudringen, obzwar wir sahen, wie sich mehrere der wagemutigsten Touristen zum erstickenden Durchkriechen von Cheops' mächtigstem Denkmal rüsteten. Als wir unseren hiesigen Aufpasser mit allzu üppiger Vergütung entließen und anschließend mit Abdul Reis im Schein der Abendsonne zurück nach Kairo kutschierten, bereuten wir beinahe unser Versäumnis. Gerüchte berichteten Faszinierendes von noch tieferen Pyramidenschächten, die in den Reisebüchern nicht erwähnt werden; Schächte, deren Zugänge von gewissen verschwiegene Archäologen, die sie entdeckt und mit ihrer Erforschung begonnen hatten, hastig verschlossen und getarnt worden seien.

Oberflächlich betrachtet entbehrten diese Geschichten natürlich jeder ernsthaften Grundlage; und doch erschien es sonderbar, wenn man bedachte, wie hartnäckig Reisenden verwehrt wurde, die Pyramiden bei Nacht zu betreten oder den

tiefsten Katakomben und Krypten der Großen Pyramide einen Besuch abzustatten. Für den letzteren Fall bot vielleicht die psychische Auswirkung auf den Besucher Anlass zu Befürchtungen – er könnte sich erdrückt vorkommen unter einer gigantischen Anhäufung massiven Steins; mit seinem gewohnten Leben bloß durch eine enge Röhre verbunden, die ihm nur zu kriechen gestattet und die ein Unfall oder böser Wille jederzeit versperren können. Die ganze Angelegenheit erschien uns so unheimlich und verlockend, dass wir beschlossen, dem Pyramidenplateau bei der erstbesten Gelegenheit einen neuerlichen Besuch abzustatten. Ich selbst erhielt diese Gelegenheit weit früher als erwartet.

An jenem Abend fühlten sich die Mitglieder unserer Gruppe nach dem anstrengenden Tagesprogramm ein wenig ermüdet, und so brach ich allein mit Abdul Reis zu einem Spaziergang durch das pittoreske Araberviertel auf. Obwohl ich es bereits bei Tag gesehen hatte, wollte ich die Gassen und Basare auch in der Dämmerung erkunden, wenn dicht gewobene Schatten und zart flimmerndes Licht zu deren Zauber und fantastischer Betörung der Sinne beitrugen. Das Gewühl der Einheimischen lichtete sich bereits, doch ging es noch immer sehr laut und gedrängt zu, als wir im Su-ken-Nahhasin, dem Basar der Kupferschmiede, auf eine Traube ausgelassener Beduinen stießen. Ihr augenscheinlicher Anführer, ein unverschämter junger Kerl mit groben Gesichtszügen und kess aufs Ohr gekipptem Fes, fasste uns ins Auge und bezeugte meinem fähigen, wenn auch zugegebenermaßen hochmütigen und zum Spott geneigten Führer ein nicht allzu freundliches Wiedererkennen.

Vielleicht, so dachte ich, provozierte ihn jenes sonderbare, verhaltene Sphinxlächeln, das ich häufig mit amüsiertem Irritation auf Abduls Lippen bemerkt hatte; oder vielleicht gefiel ihm auch der hohle Grabesklang von Abduls Stimme nicht. Jedenfalls flogen im Nu orientalisch pralle Schmähworte hin und her; und binnen Kurzem begann Ali Ziz, wie ich den Fremden nennen hörte, wenn ihn gerade kein schimpflicherer

Name traf, ungestüm an Abduls Gewand zu zerren, ein Übergriff, der sogleich Vergeltung fand und in ein lebhaftes Handgemenge mündete, in dessen Verlauf beide Kontrahenten ihre heilig gehaltene Kopfzier verloren und in eine noch beklagenswertere Verfassung geraten wären, hätte ich nicht eingegriffen und die Streithähne mit aller Gewalt auseinandergebracht.

Mein Dazwischengehen, das zunächst beiden Seiten unerwünscht schien, erzielte zumindest den Erfolg einer Einstellung des Streites. Mürrisch glättete jeder der beiden die Wogen seines Zorns und die Falten seines Gewands, und mit würdevollem Gehabe, das ebenso ausgeprägt war, wie es plötzlich kam, schlossen die beiden einen sonderbaren Ehrenpakt, was, wie ich bald erfuhr, uralthergebrachter Brauch ist in Kairo – einen Pakt zur Beilegung ihrer Meinungsverschiedenheit durch einen nächtlichen Faustkampf auf der Spitze der Großen Pyramide, lange nach dem Weggang des letzten Mondscheintouristen. Jeder Duellant musste sich eine Schar von Sekundanten suchen, und die Sache sollte um Mitternacht beginnen und Runde um Runde so zivilisiert wie möglich ausgetragen werden.

Vieles an diesen ganzen Vorbereitungen weckte mein Interesse. Der Kampf selbst versprach einzigartig und unvergesslich zu werden, außerdem brachte die Vorstellung einer solchen Szene auf jenem altersbleichen Steinkegel hoch über der vorsintflutlichen Ebene von Giseh unter dem schwindenden Mond der frühen Zwielichtstunden jede Saite meiner Fantasie zum Klingen. Auf meine Bitte war Abdul nur allzu gewillt, mich unter seine Sekundanten einzureihen. Infolgedessen begleitete ich ihn für den gesamten Rest des frühen Abends zu verschiedenen Räuberhöhlen in den gesetzlosesten Vierteln der Stadt – meist nordöstlich des Ezbekiyeh-Parks gelegen –, wo er Mann für Mann eine erlesene und furchterregende Bande ebenbürtiger Halsabschneider als Rückhalt für seinen Boxkampf anwarb.

Kurz nach neun Uhr abends drängte sich unsere Gruppe auf den Rücken von Eseln mit solch königlichen oder touristen-

wirksamen Namen wie ›Ramses‹, ›Mark Twain‹, ›J. P. Morgan‹ und ›Minnehaha‹ durch Gassenlabyrinth sowohl morgen- wie abendländischen Gepräges, überquerte den schlammigen und mastenstarrenden Nil auf der Brücke der Bronzelöwen und kantaperte philosophisch zwischen Lebbakh-Bäumen auf der Straße nach Giseh dahin. Etwas mehr als zwei Stunden vergingen während dieses Ritts, gegen dessen Ende wir am letzten der heimkehrenden Touristen vorüberzogen, die letzte stadtwärts strebende Straßenbahn grüßten und dann allein waren mit der Nacht, der Vergangenheit und dem gespenstischen Mond.

Nun erblickten wir am Schluss der Allee die riesigen Pyramiden, ghoulenhaft und von einer vagen vorzeitlichen Bedrohlichkeit, für die ich anscheinend bei Tage unempfänglich gewesen war. Selbst der kleinsten von ihnen haftete ein Hauch des Schaurigen an – war nicht diese es gewesen, worin Königin Nitokris während der sechsten Dynastie lebendig begraben wurde; jene raffinierte Königin Nitokris, die einst all ihre Feinde zu einem Festmahl in einen Tempel unter dem Nil einlud und sie ertränkte, indem sie die Schleusen öffnen ließ? Ich entsann mich, dass die Araber Dinge über Nitokris munkeln und die dritte Pyramide während bestimmter Mondphasen meiden. Eben sie muss Thomas Moore im Sinn gehabt haben, als er niederschrieb, worüber memphische Bootsführer murmeln:

Die Unterwelt-Nymphe, die in lichtlosem Prunk
und verborgenem Goldglanz ruhet hierin –
Der Pyramide Königin!

Obwohl wir zeitig eintrafen, erwarteten Ali Ziz und seine Schar uns bereits, denn wir sahen die Schattenrisse ihrer Esel vor dem Wüstenplateau bei Kafrel-Haram. Über diese ärmliche arabische Siedlung in der Nähe der Sphinx waren wir ausgewichen, anstatt der regulären Straße zum Mena House zu folgen, wo uns einer der verschlafenen, unfähigen Polizisten hätte beobachten und aufhalten können. Hier, wo schmutzige

Beduinen Kamele und Esel in den Felsengräbern von Chephrens Höflingen unterstellten, wurden wir die Felsen hinauf und über den Sand zur Großen Pyramide geführt, deren zeitbenagte Flanken die Araber nun emsig erklimmen, wobei mir Abdul Reis seine Hilfe antrug, derer ich nicht bedurfte.

Wie die meisten Reisenden wissen, ist die eigentliche Spitze dieses Bauwerks längst dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen und hat eine halbwegs ebene Plattform von etwa vier Metern im Geviert hinterlassen. Auf dieser unheimlichen Zinne reiheten wir uns nun zu einem Viereck, und binnen weniger Augenblicke äugte der hämische Wüstenmond auf einen Kampf hinab, der abgesehen von der Sprache der Zuschauerrufe ebenso in einem kleinen Sportklub in Amerika hätte stattfinden können. Beim Zusehen merkte ich, dass auch einige unserer weniger wünschenswerten Errungenschaften nicht fehlten; denn jeder Hieb, jede Finte und jedes Abblocken verrieten meinem nicht unkundigen Auge, dass hier nicht mit vollem Einsatz gekämpft wurde. Es war schnell vorbei, und trotz meines Vorbehalts gegen die Durchführung empfand ich so etwas wie Besitzerstolz, als Abdul Reis zum Sieger ernannt wurde.

Die Aussöhnung erfolgte erstaunlich rasch, und inmitten der sangesfreudigen und weinseligen Verbrüderung, die folgte, fiel mir die Vorstellung schwer, dass überhaupt jemals ein Streit die Gemüter getrübt hatte. Merkwürdigerweise schien ich selbst weit mehr im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stehen als die Duellanten; und ich reimte mir behelfs meiner oberflächlichen Kenntnisse des Arabischen zusammen, dass sie über meine Bühnenauftritte und meine Befreiungsakte aus jeder Art von Fessel oder Gefängnis sprachen, und zwar auf eine Weise, die nicht nur ein erstaunliches Wissen über mich verriet, sondern ganz deutlich Feindseligkeit und Unglauben in Bezug auf meine Entfesselungskunststücke. Allmählich dämmerte mir, dass die alte Magie Ägyptens nicht spurlos erloschen ist und dass Reste seltsamen Geheimwissens und priesterlicher Kultpraktiken heimlich und in solchem Ausmaß unter den

Fellachen überlebt haben, dass die Meisterschaft eines fremden *Hahwi* oder Zauberers herabgesetzt und in Abrede gestellt wird. Ich dachte daran, wie sehr mein hohlstimmiger Führer Abdul Reis äußerlich einem altägyptischen Priester oder Pharao oder einer lächelnden Sphinx ähnelte ... und wunderte mich.

Plötzlich geschah etwas, das mir blitzartig die Berechtigung meiner Überlegungen bewies und mich die Dummheit verfluchen ließ, dank derer ich die Ereignisse dieser Nacht nicht als jenes abgekartete, böse Spiel durchschaut hatte, als das sie sich nun entlarvten. Ohne Vorwarnung und fraglos auf ein verstecktes Zeichen Abduls hin warf sich die gesamte Beduinenmeute auf mich; sie zogen starke Stricke hervor und hatten mich im Nu so fest verschnürt, wie ich nur je im Leben verschnürt worden war, sei es auf der Bühne oder sonstwo.

Anfangs wehrte ich mich, doch sah ich bald ein, dass ein einzelner Mann gegen eine Meute von über zwanzig kräftigen Barbaren nichts auszurichten vermochte. Die Hände wurden mir hinter dem Rücken zusammengebunden, meine Knie so stark wie möglich angewinkelt und meine Fußknöchel und Handgelenke derb mit unnachgiebigen Stricken aneinandergesknotet. Man zwängte mir einen erstickenden Knebel zwischen die Zähne und schlang mir eine Augenbinde fest ums Gesicht. Als mich die Araber dann hoch auf ihre Schultern luden und einen holpernden, stolpernden Pyramidenabstieg begannen, vernahm ich die Spottreden meines ehemaligen Führers Abdul, der mit seiner hohlen Stimme ausgelassen hämte und höhnte und mir versicherte, dass meinen »magischen Fähigkeiten« endlich die entscheidende Probe bevorstünde, die mir rasch jede Arroganz austreiben würde, den meine Triumphe über sämtliche in Amerika und Europa ersonnenen Prüfungen mir vielleicht eingeblasen hätten. Ägypten, rief er mir in Erinnerung, sei überaus alt und voll innerer Geheimnisse und uralter Kräfte, die den heutigen Fachleuten gar nicht vorstellbar seien, deren Mittel so übereinstimmend darin versagt hätten, mich gefangen zu halten.

Wie weit oder in welche Richtung man mich verschleppte, kann ich nicht sagen, denn sämtliche äußeren Umstände standen einer verlässlichen Lagebeurteilung entgegen. Ich weiß nur, dass es keine große Strecke gewesen sein kann, da meine Beförderer sich niemals schneller als im Schrittempo bewegten, mich aber dennoch nur kurze Zeit auf ihren Schultern trugen. Es ist diese frapierend knappe Zeitspanne, die mich geradezu mit Schauern erfüllt, wann immer ich an Giseh und sein Plateau denke – denn die mutmaßliche Nähe der alltäglichen Touristenwege zu Dingen, die damals existierten und noch immer existieren müssen, drückt mir auf die Seele.

Die böse Abnormität, von der ich spreche, zeigte sich anfangs nicht. Meine Entführer setzten mich auf einem Untergrund ab, der mir eher wie Sand statt Fels vorkam, schlangen mir ein Seil um die Brust und schleiften mich einige Schritte weit zu einer schartigen Öffnung im Boden, durch die sie mich ohne Zögern und ausgesprochen unsanft hinabließen. Scheinbar äonenlang prallte ich gegen die rauen Steinwände eines eng ausgehauenen Schlundes, den ich für einen der zahlreichen Bestattungsschächte des Plateaus hielt, bis seine erstaunliche, ja geradezu unfassbare Tiefe mich aller weiteren Anhaltspunkte für Mutmaßungen beraubte.

Das Grauen dieser Erfahrung vertiefte sich mit jeder dahintropfenden Sekunde. Dass irgendein Abstieg durch massiven, gewachsenen Fels so endlos sein konnte, ohne den Erdkern selbst zu erreichen, oder dass irgendein von Menschenhand gefertigtes Seil lang genug sein konnte, um mich in diese unheiligen und scheinbar bodenlosen Tiefen der Erdingeweide hinabzusenken, dies waren Vorstellungen von so grotesker Natur, dass es leichter fiel, an meinen überspannten Sinnen zu zweifeln, als sie hinzunehmen. Sogar jetzt noch bin ich dessen unsicher, denn ich weiß, wie trügerisch das Zeitempfinden werden kann, wenn man Verschleppung oder Misshandlung erduldet. Sicher bin ich mir allerdings, dass ich meine Fähigkeit zum logischen Denken bis dahin bewahrt hatte und dass

ich zumindest nicht reine Ausgeburten meiner Fantasie einem Bild hinzufügte, das in seiner Realität ohnehin schon grauenvoll genug war und erklärbar als eine Art von Gehirntäuschung, die einer echten Halluzination äußerst nahekam.

All dies war nicht der Grund für meine erste kurze Ohnmacht. Die schockierende Zerreißprobe steigerte sich, und der erste der mir noch bevorstehenden Schrecken war eine deutlich spürbare Beschleunigung meines Absinkens. Die Araber gaben dieses endlos lange Seil nun sehr schnell aus, und ich schrammte grausam an den rauen und engen Wänden des Schachtes entlang, während ich wie rasend in die Tiefe schoss. Meine Kleidung hing in Fetzen und ich fühlte trotz der wachsenden und peinigenen Schmerzen Blut über meinen gesamten Körper rinnen. Auch meine Nase witterte nun eine schwer bestimmbare Gefahr: Ein schleichender, dumpfer und muffiger Geruch schlug mir entgegen, der seltsam anders war als alles, das ich je zuvor gerochen hatte, und der einen leichten Beigeschmack von Gewürzen und Weihrauch enthielt, was ihm eine geradezu spöttische Note verlieh.

Dann erfolgte der mentale Kollaps. Es war grauenvoll – grässlich jenseits aller Worte, denn es entsprang allein der Seele, ohne eine schilderbare Einzelheit. Es war ein rasender Albtraum und die Summe alles Teuflischen. Die Plötzlichkeit, mit der es eintrat, war apokalyptisch und dämonisch – eben noch fiel ich mit dem Tode ringend jenen engen Schacht vieltausendorniger Marter hinab, und im nächsten Augenblick ritt ich auf Fledermauschwingen in den Schlünden der Hölle; schwang in freiem Sausefall durch unendliche Weiten grenzenlosen, modrigen Raumes; stieg schwindelerregend zu maßlosen Höhen eisigen Äthers empor, um dann wieder atemlos in mahlstromartige Abgründe gefräßiger, abscheulicher, bodenloser Leere abzustürzen ... Gott sei gedankt für das Erbarmen, das jene krallenden Furien des Bewusstseins in die Vergessenheit verbannte, die mich halb um den Verstand brachten und harpyiengleich an meinem Bewusstsein rissen! Diese eine Gnadenfrist, so kurz sie auch war, verlieh mir die Kraft und Geistesstärke, jene noch

reineren Formen kosmischer Panik zu ertragen, die meiner lauernd und schnatternd harreten.

II

Nach diesem schaurigen Flug durch stygische Räume kam ich erst nach und nach wieder zu mir. Es war ein unendlich schmerzhafter Vorgang, durchwoben von fantastischen Träumen, die eigentümlich von meinem gefesselten und geknebelten Zustand zehrten. Die genaue Natur dieser Träume war sehr klar, während ich sie erlebte, verschwamm aber fast unmittelbar darauf in meiner Erinnerung und verblasste bald zum bloßen Schatten gegenüber den grauenhaften – realen oder eingebildeten – Ereignissen, die folgten. Ich träumte, ich befände mich in der Umklammerung einer riesigen und grässlichen Pranke; einer gelben, haarigen, fünfkraligen Pranke, die aus dem Boden emporfuhr, um mich zu zermalmen und zu verschlingen. Und als ich innehielt, um zu überlegen, was die Pranke denn sei, da kam es mir vor, als verkörpere sie Ägypten. Im Traum blickte ich auf die Ereignisse der vorangegangenen Wochen zurück und sah mich selbst, wie ich von irgendeiner höllischen Ghoulen-Geistmacht der uralten Nil-Magic Stück für Stück, unmerklich und heimtückisch, umgarnt und ins Netz gelockt wurde; einer Macht, die schon in Ägypten gewesen war, bevor es überhaupt Menschen gab, und die noch dort sein wird, wenn es längst keine Menschen mehr gibt.

Ich sah den Schrecken und das ruchlose Alter Ägyptens sowie die schaurige Verbindung, die es stets zu den Gräbern und Tempeln der Toten besessen hatte. Ich sah gespenstische Prozessionen von Priestern mit den Köpfen von Stieren, Falken, Katzen und Ibissen; gespenstische Prozessionen, die endlos durch unterirdische Labyrinth und titanenhafte Säulenhallen zogen, neben denen ein Mensch wie eine Mücke wirkt, und unnennbaren Göttern unsägliche Opfer darbrachten. Steinkolosse marschierten durch endlose Finsternis und trieben

Herden grinsender Sphinxmensen hinab zu den Ufern ewiger, stockender Flüsse aus Pech. Und hinter all dem erblickte ich die unsagbare Bosheit uranfänglicher Nekromantie, schwarz und formlos und im Dunkeln gierig nach mir tastend, um mir den Geist auszutreiben, der sich vermessen hatte, ihrer durch Nachäffung zu spotten.

In meinem schlafenden Gehirn gewann ein Drama finsterer Wut und Verfolgung Gestalt, und ich sah, wie die schwarze Seele Ägyptens mich herauspickte und unhörbar flüsternd anrief; mich rief und verführte, mich mit dem Gefunkel und Geglitzer einer oberflächlichen sarazenischen Lackschicht voranlockte und mich doch nur immer tiefer zu den alters-irren Katakomben und Schrecknissen ihres *toten* und bodenlosen pharaonischen Herzens hinabzog.

Dann nahmen die Visionen menschliche Züge an und ich sah meinen Führer Abdul Reis in Königsroben, mit dem Hohnlächeln der Sphinx auf dem Gesicht. Und ich wusste, dass dieses Gesicht das Antlitz von Chephren dem Großen war, der die zweite Pyramide errichtete, der das Gesicht der Sphinx zu seinem eigenen Konterfei ummeißeln ließ und der jenen titanhaften Pfortentempel erbaute, dessen vieltausendfache Gänge die Archäologen glauben, aus dem geheimnisvoll brütenden Sand und dem verschwiegenen Fels gegraben zu haben. Und ich blickte auf die lange, schlanke, starre Hand von Chephren; die lange, schlanke, starre Hand, wie ich sie an dem Diorit-Standbild im Kairoer Museum gesehen hatte – jenem Standbild, das in dem grauenvollen Pfortentempel gefunden worden war – und ich frage mich, warum ich nicht aufgeschrien hatte, als ich sie an Abdul Reis wiedererkannte ... Diese Hand! Sie war widerlich kalt, und sie zermalmte mich; es war die Kälte und Umklammerung des Sarkophags ... der Frosthaut und die Beklemmung des unvordenklichen Ägyptens ... sie war das nachtdunkle, nekropolenbedeckte Ägypten selbst ... diese gelbe Pranke ... und was man über Chephren munkelt ...

In diesem kritischen Moment erwachte ich langsam – oder wechselte zumindest in einen Zustand, der weniger dem des

Schlafes glich als der vorangegangene. Ich entsann mich des Boxkampfes auf der Pyramidenspitze, der verräterischen Beduinen und ihres Überfalls, meiner grässlichen Abseilung durch endlose Felstiefen und meines wahnwitzigen Schaukeln und Eintauchens in eine eisige Leere, die den Ruch würriger Fäulnis verströmte.

Ich begriff, dass ich jetzt auf einem feuchten Felsboden lag und dass meine Fesseln mir noch immer unvermindert straff ins Fleisch schnitten. Es war sehr kalt und mir schien es, als strich ein schwacher Strom ekler Luft über mich hinweg. Die Schrammen und Prellungen, die mir die schroffen Wände des Felsenschachts beigebracht hatten, schmerzten erbärmlich, und die Schmerzen in den Wunden wurden durch einen beißenden Geruch in dem schwachen Luftzug zu einem scharfen Stechen oder Brennen gesteigert, sodass der bloße Vorgang des Herumwärlens genügte, mich vor namenloser Qual am ganzen Leib erbeben zu lassen.

Beim Umdrehen verspürte ich von oben einen Ruck und folgerte daraus, dass das Seil, an dem ich herabbefördert worden war, noch immer mit der Erdoberfläche in Verbindung stand. Ob die Araber es weiterhin festhielten oder nicht, war mir schleierhaft; ebenso schleierhaft war mir, wie tief im Innern der Erde ich mich befand. Ich wusste, dass die mich umgebende Finsternis vollkommen oder beinahe vollkommen war, da kein einziger Mondstrahl durch die Augenbinde drang; doch traute ich meinen Sinnen nicht genug, um die Empfindung, mein Abstieg habe endlos gewährt, als Beweis für unermessliche Tiefe zu nehmen.

Immerhin wusste ich, dass ich mich in einem beträchtlich großen Raum aufhielt, der von der Erdoberfläche aus durch eine direkt über mir gelegene Öffnung zugänglich war, und so vermutete ich vage, dass mein Kerker womöglich in der verschütteten Grabkapelle des alten Chephren lag – dem Tempel der Sphinx. Vielleicht befand ich mich in irgendeinem tiefen, inneren Gang, den die Führer mir im Verlauf unseres morgendlichen Besuchs nicht gezeigt hatten und aus dem ich leicht

entkommen könnte, falls es mir gelang, bis zum verrammelten Eingang vorzudringen. Ich würde mir den Weg durch ein Labyrinth suchen müssen, doch es konnte nicht schlimmer sein als jene, aus denen ich bereits früher in die Freiheit gefunden hatte.

Als Erstes musste ich Fesseln, Knebel und Augenbinde loswerden. Dies bedeutete keine große Herausforderung, wie ich wohl wusste, denn raffiniertere Experten als diese Araber hatten im Laufe meiner langen und wechselvollen Laufbahn als Meister der Entfesselungskunst jede bekannte Art der Schnürung an mir erprobt, ohne jedoch jemals meinen Kunstgriffen gewachsen zu sein.

Dann fiel mir ein, dass die Araber vielleicht vorhatten, mir am Eingang aufzulauern und mich anzugreifen, sobald irgendein Anzeichen, etwa eine heftige Bewegung des Seils, das sie vermutlich hielten, ihnen vom Abwerfen meiner Fesseln kündete. Dies setzte freilich voraus, dass es sich bei meinem Gefängnis tatsächlich um Chephrens Tempel der Sphinx handelte. Die unmittelbare Öffnung im Dach, wo immer sie klaffen mochte, konnte vom gewöhnlichen heutigen Zugang in der Nähe der Sphinx nicht allzu weit abliegen; falls auf der Erdoberfläche überhaupt große Entfernungen zu überwinden waren, denn das gesamte den Besuchern bekannte Gebiet ist nicht riesig. Ich hatte während meines Ausflugs am Tage keine solche Öffnung bemerkt, doch wusste ich, dass man dergleichen inmitten der Sandverwehungen leicht übersieht.

Während ich gekrümmt und gebunden auf dem Felsboden lag und mir diese Dinge durch den Kopf gehen ließ, vergaß ich beinahe die Schrecken meiner Alpträumreise in den Abgrund und meines Wirbelfluges durch die Unterwelt, die mich erst vor so kurzer Zeit in die Besinnungslosigkeit gestürzt hatten. Jetzt galten meine Gedanken nur dem Ziel, die Araber zu überlisten, und deshalb beschloss ich, so schnell wie möglich aus meinen Fesseln zu schlüpfen, ohne dabei an dem herabreichenden Seil zu reißen und dadurch meinen Befreiungsversuch, egal ob er nun unter einem günstigen oder ungünstigen Stern stand, zu verraten.

Dies jedoch war leichter gedacht als getan. Ein paar tastende Versuche machten deutlich, dass sich ohne beträchtliche Körperbewegung wenig ausrichten ließ; und es überraschte mich nicht, als ich nach einem besonders heftigen Aufbäumen die Schlingen des herabfallenden Seils spürte, die sich auf mir und neben mir türmten. Offenbar, so dachte ich, hatten die Beduinen meine Bewegungen mitbekommen und ihr Seilende losgelassen; und nun eilten sie fraglos zum eigentlichen Tempeleingang, um mir mordlüstern aufzulauern.

Diese Aussicht war nicht erfreulich – doch hatte ich zu meiner Zeit schon Schlimmeres gemeistert, und ich würde auch jetzt nicht verzagen. Vor allem musste ich mich erst einmal aus meinen Fesseln befreien und anschließend darauf bauen, dass meine Findigkeit mich unbeschadet aus dem Tempel bringen würde. Es ist schon seltsam, wie ich stillschweigend zu der Annahme gelangt war, mich im Tempel des Chephren nahe der Sphinx und nur ein kleines Stück unter der Erdoberfläche zu befinden.

Diese Annahme wurde von einem Umstand zerschlagen, der auch alle ursprünglichen Gedanken an abnorme Tiefen und dämonische Mysterien neu belebte und dessen Schrecklichkeit mir immer deutlicher ins Bewusstsein trat, während ich noch meinen philosophischen Plan schmiedete. Ich erwähnte, dass das fallende Seil sich neben mir und auf mir häufte. Nun merkte ich, dass es sich weit höher auftürmte, als jedes Seil von durchschnittlicher Länge es überhaupt vermocht hätte. Es regnete immer wuchtiger herab und schwoll zu einer Hanflawine an, die auf dem Boden zu einem wahren Gebirge emporwuchs und mich unter seinen immer zahlreicheren Schlingen halb begrub. Binnen Kurzem war ich gänzlich zugeschüttet und rang nach Luft, je mehr das ausufernde Hanfknäuel mich erstickend bedeckte.

Abermals gerieten meine Sinne ins Taumeln und ich versuchte vergebens, gegen eine Gefahr anzukämpfen, die ausweglos und unentrinnbar schien. Nicht nur, dass ich Martern litt, die menschliches Ertragen überstiegen – nicht nur wurden

mir Leben und Atem langsam ausgepresst –, vielmehr dämmerte mir nun auch die Bedeutung dieser widernatürlichen Seillängen und ich begriff, welch unbekannte und unermessliche Schlünde des Erdinnern mich in diesem Augenblick umfassen mussten. Mein endloses Absinken und der Schaukelflug durch dämonische Weiten hatten demnach wirklich stattgefunden und ich selbst lag jetzt wohl bar jeder Hilfe in einer namenlosen Höhlenwelt nahe dem Erdkern. Eine solch unmittelbare Bestätigung äußersten Grauens war nicht mehr erträglich, und ich fiel zum zweiten Mal gnädigem Vergessen anheim.

Wenn ich von Vergessen spreche, heißt das nicht, dass ich keine Träume hatte. Ganz im Gegenteil, meine Abwesenheit von der bewussten Welt war gekennzeichnet durch Visionen unsäglichster Abscheulichkeit. Gott! ... Hätte ich doch bloß nicht so viele Bücher über Ägypten gelesen, ehe ich in dieses Land kam, das die Quelle alles Finsteren und Furchtbaren ist! Dieser zweite Ohnmachtsanfall erfüllte meinen schlafenden Geist erneut mit schauerndem Gewahrwerden des Landes und seiner uralten Geheimnisse, und dank irgendeines verdammenswerten Zufalls verweilten meine Träume bei den uralten Vorstellungen über die Toten und deren seelische und leibliche Verweilorte außerhalb jener mysteriösen Mausoleen, die eher Häuser als Gräber waren. In Traumbildern, deren ich mich zum Glück nicht entsinne, erinnerte ich mich an die sonderbare und ausgefeilte Bauweise ägyptischer Grabstätten und die höchst eigentümlichen und schrecklichen Vorstellungswelten, die diese Konstruktion bedingten.

Diese Menschen dachten an nichts anderes als an den Tod und die Toten. Sie glaubten an eine leibliche Wiederauferstehung des Leichnams, weshalb sie ihn mit verzweifelter Sorgfalt mumifizierten und sämtliche lebenswichtigen Organe in Kanopen-Krügen nahe bei dem toten Körper aufbewahrten. Außer an den Körper glaubten sie noch an zwei weitere Elemente, nämlich an die Seele, die von Osiris gewogen wurde, und, falls er sie für würdig befand, ins Reich der Seligen einging; zudem an den ominösen und machtvollen *Ka* oder Lebensodem, der

auf schreckliche Weise die Ober- und die Unterwelt durchwandelte, bisweilen Eingang in den einbalsamierten Leichnam beehrte, die von Priestern und frommen Angehörigen in der Grabkapelle dargebrachten Opferspeisen verzehrte und manchmal – wie die Menschen flüsternd berichteten – von der Leiche oder deren hölzernem Ebenbild, das stets neben ihr bestattet wurde, Besitz ergriff und ruchlos umging, um ausgemacht widerwärtige Taten zu vollbringen.

Tausende von Jahren ruhten diese Leichname prachtvoll eingeschreint und glasig starren Blicks, wenn sie nicht vom *Ka* besucht wurden, und warteten auf den Tag, da Osiris ihnen sowohl den *Ka* wie auch die Seele zurückgeben und die steifen Legionen der Toten aus den versunkenen Häusern des Schlafes führen würde. Es hatte eine strahlende Wiedergeburt werden sollen – doch wurden nicht alle Seelen auf der Waage für würdig befunden, noch blieben alle Gräber unversehrt, auch musste auf gewisse groteske *Fehler* und teuflische *Abnormitäten* Obacht gegeben werden. Sogar heute noch zischeln die Araber von unheiligen Zusammenkünften und verderbten Anbetungen in vergessenen Abgründen der Tiefe, woran nur geflügelte, unsichtbare *Kas* und seelenlose Mumien teilnehmen und von wo nur diese unbeschadet zurückkehren können.

Die vielleicht lästerlichsten, blutstockendsten Legenden sind jene, die von gewissen perversen Präparaten dekadenter Priester handeln – von *zusammengestückelten Mumien*, künstlich erzeugt durch die Verbindung menschlicher Rumpfe und Gliedmaßen mit Tierköpfen, um die alten Götter nachzuformen. Durch die ganze ägyptische Geschichte hindurch wurden heilige Tiere mumifiziert, auf dass geweihte Stiere, Katzen, Ibisse, Krokodile und dergleichen eines Tages in größerem Glanze wiederkehrten. Doch nur im Zeitalter der Dekadenz mischte man Mensch und Tier in ein und derselben Mumie – nur in der Zeit der Dekadenz, als die Vorrechte und Privilegien des *Ka* und der Seele nicht mehr begriffen wurden.

Was aus diesen zusammengestückelten Mumien wurde, wird nicht überliefert – zumindest nicht offen – und es ist gewiss, dass

kein Ägyptologe jemals eine davon fand. Die Gerüchte der Araber sind reichlich überdreht und keineswegs verlässlich. Sie deuten sogar an, dass der alte Chephren – der mit der Sphinx, der zweiten Pyramide und dem gähnenden Pfortentempel – als Gatte der Ghoul-Königin Nitokris tief in der Erde lebt und über jene Mumien herrscht, die weder menschlich noch tierisch sind.

Von ihnen – von Chephren und seiner Gemahlin und seinem seltsamen Heer toter Mischwesen – träumte ich, und darum bin ich auch froh, dass die genauen Traumbilder aus meinem Gedächtnis verschwunden sind. Meine grässlichste Vision hing mit der müßigen Frage zusammen, die ich mir tags zuvor gestellt hatte, als ich auf das große, in Stein gehauene Rätsel der Wüste blickte und darüber grübelte, mit welcher unbekanntem Tiefe der nahebei liegende Tempel vielleicht in heimlicher Verbindung stand. Diese Frage, die damals so arglos und exzentrisch wirkte, gewann in meinem Traum eine Bedeutung tobenden, kreischenden Wahnsinns ... *welch gewaltige und Abscheu erweckende Abnormität hatten die Steinmetze der Sphinx ursprünglich darstellen wollen?*

Mein zweites Erwachen – falls es ein Erwachen war – ist für mich eine höchst abscheuliche Erinnerung, der nichts in meinem Leben – ausgenommen eine Sache, die mir noch bevorstand – gleichkommt; und mein Leben war ereignisreicher und abenteuerlicher als das der meisten Menschen. Erinnern wir uns, dass ich das Bewusstsein verloren hatte, während die Kaskade des niederprasselnden Seils mich unter sich begrub, dessen schiere Menge die kataklysmische Tiefe meines gegenwärtigen Aufenthaltes offenbarte. Als ich jetzt wieder zu mir kam, fühlte ich, dass dieses Gewicht zur Gänze von mir genommen war; und ich stellte durch Herumwälzen fest, dass ich zwar noch gefesselt und geknebelt und mit einer Augenbinde versehen war, *jedoch irgendeine Macht die erstickende Hanflawine, die auf mich niedergegangen war, restlos entfernt hatte.*

Die Bedeutung dieser Veränderung dämmerte mir naturgemäß nur langsam; dennoch glaube ich, dass sie mich erneut

in eine Ohnmacht gestürzt hätte, wäre ich nicht mittlerweile in einem Zustand derartiger emotionaler Erschöpfung gewesen, dass kein neuer Schrecken mehr von großer Wirkung sein konnte. Ich war allein ... *womit?*

Ehe ich mich selbst mit irgendeiner neuen Überlegung martern oder einen neuen Entfesselungsversuch in Angriff nehmen konnte, wurde ein weiterer Umstand offenbar. Zuvor nicht gefühlte Schmerzen tobten in meinen Armen und Beinen, und ich schien von einer Unmenge getrockneten Blutes bedeckt, weit mehr, als meinen bisherigen Schnittwunden und Abschürfungen zugeschrieben werden konnte. Ebenso schien meine Brust von hunderten Wunden zerhackt, so als hätte irgendein bössartiger, riesenhafter Ibis auf sie eingepickt. Die Macht, die das Seil entfernt hatte, war fraglos feindlich und hatte damit begonnen, mir grässliche Verletzungen beizubringen, bis irgendetwas sie gezwungen hatte, von mir abzulassen. Und dennoch waren meine Empfindungen in diesen Momenten das genaue Gegenteil von dem, was man hätte erwarten können. Anstatt in einen bodenlosen Abgrund der Verzweiflung zu stürzen, fühlte ich mich von frischem Mut und Tatendrang besetzt – denn ich erkannte nun, dass die bösen Mächte körperlicher Art waren, sodass ein furchtloser Mann es unter ebenbürtigen Bedingungen mit ihnen aufnehmen konnte.

Mit der Kraft, die dieser Gedanke mir verlieh, zerrte ich erneut an meinen Fesseln und wandte sämtliche im Leben erworbenen Kniffe an, um freizukommen, wie ich es schon so oft im Rampenlicht und unter dem Beifall riesiger Menschenmengen getan hatte. Die vertrauten Finessen des Entfesselungsvorgangs begannen mich völlig in Beschlag zu nehmen, und da nun das lange Seil nicht mehr vorhanden war, gewann ich halbwegs meinen Glauben zurück, dass die schlimmsten der Schrecken letztlich nur auf Einbildung beruhten und dass es nie einen entsetzlichen Schacht, einen unermesslichen Abgrund oder ein endloses Seil gegeben hatte. Befand ich mich am Ende doch in dem Pfortentempel des Chephren neben der Sphinx, und hatten die verstohlenen Araber sich hereingeschlichen, um

mich zu foltern, als ich dort hilflos lag? Wie auch immer, ich musste freikommen. Stand ich erst aufrecht ohne Fesseln, ohne Knebel und mit unverbundenen Augen, die auch den schwächsten Lichtschimmer wahrnehmen konnten, der sich irgendwo hereinstahl, dann würde ich den Kampf gegen gemeine und verräterische Feinde regelrecht herbeisehnen!

Wie lange ich brauchte, um mich der hinderlichen Bande zu entledigen, vermag ich nicht zu sagen. Gewiss länger als bei meinen Publikumsvorführungen, denn ich war verletzt, entkräftet und nervlich verwirrt von dem, was hinter mir lag. Als ich mich schließlich befreit hatte und tiefe Atemzüge einer kalten, dumpfen, vom Bösen durchwürzten Luft nahm, die ohne Knebel und Augenbinde ungehemmt noch schauderhafter anmutete, merkte ich, dass ich zu verkrampft und müde war, um gleich aufzustehen. So lag ich da für unbestimmte Zeit, versuchte, meinen gekrümmten und geschundenen Leib zu strecken und mühte meine Augen, um irgendeinen Lichtschein zu erspähen, der mir etwas Aufklärung über meine Lage verschaffen könnte.

Nach und nach kehrten meine Kraft und meine Geschmeidigkeit zurück, doch ich sah noch immer nichts. Als ich wankend auf die Füße kam, spähte ich angestrengt in jede Richtung, erschaute jedoch bloß eine Ebenholzschwärze, die ebenso tief war wie jene, die hinter meiner Augenbinde geherrscht hatte. Ich versuchte, meine blutverkrusteten Beine unter dem zerfetzten Hosenstoff zu bewegen und stellte fest, dass ich laufen konnte; leider wusste ich nicht, wohin ich meine Schritte lenken sollte. Offenkundig war es nicht ratsam, aufs Geratewohl loszuspazieren und mich dabei vielleicht direkt von dem gesuchten Eingang zu entfernen. Daher hielt ich inne, um festzustellen, woher der kalte, stinkende, natronhaltige Luftzug blies, den ich die ganze Zeit über verspürt hatte. In der Annahme, sein Ursprung sei möglicherweise auch der Eingang des Abgrundes, versuchte ich, diesem Wegweiser zu folgen und stetig auf ihn zuzugehen.

Ich hatte eine Schachtel mit Streichhölzern dabeigehabt und

sogar eine kleine Taschenlampe, aber natürlich waren den Taschen meiner zerlumpten und zerrissenen Kleidung längst alle schweren Gegenstände entglitten. Während ich behutsam durch die Dunkelheit ging, wurde der Luftzug stärker und unangenehmer, bis ich ihn schließlich für nichts anderes mehr halten konnte als einen merklichen Strom abscheulicher Dünste, die irgendeiner Öffnung entwichen wie der Rauch des Dschinns dem Gefäß des Fischers in dem orientalischen Märchen. Der Orient ... Ägypten ... wahrlich, diese dunkle Wiege der Zivilisation war seit jeher der Urquell unaussprechlicher Schrecken und Wunder!

Je länger ich über die Natur dieses Unterweltwindes nachdachte, desto mehr wuchs meine Beunruhigung. Denn während ich seinem Ursprung trotz seines Geruchs in der Meinung nachgespürt hatte, es handle sich um einen zumindest indirekten Hinweis auf den Weg nach draußen, musste ich nun klar erkennen, dass diese faulige Ausdünstung keinerlei Beimengung oder sonstige Verbindung zu der saubereren lybischen Wüstenluft besaß. Vielmehr musste es sich bei diesem Pesthauch im Grunde um etwas handeln, was sogar noch tiefer gelegene, finstere Schlünde erbrachen. Ich war also in die falsche Richtung marschiert!

Nach kurzem Überlegen entschied ich mich, nicht wieder zurückzugehen. Ohne den Luftzug würde mir der Wegweiser fehlen, denn der halbwegs ebene Felsboden zeigte keinerlei Unterscheidungsmerkmale. Falls ich jedoch dem sonderbaren Luftstrom weiter folgte, müsste ich fraglos zu irgendeiner Art von Öffnung gelangen, die ich als Durchgang nutzen und mir dann entlang der Wände vielleicht meinen Weg zur gegenüberliegenden Seite dieser zyklischen Halle ertasten konnte. Dass mir dies auch fehlschlagen konnte, wusste ich nur zu gut. Ich erkannte, dass dies kein Teil von Chephrens Pfortentempel war, den die Touristen kennen, und es durchfuhr mich, dass diese spezielle Halle sogar den Archäologen unbekannt sein mochte und von den neugierigen und übel wollenden Arabern, die mich meiner Freiheit beraubt hatten, vielleicht rein zufällig

entdeckt worden war. Falls dies zutraf, existierte dann womöglich irgendein Tor, durch das die Flucht in die bekannten Gebäude-teile oder ins Freie möglich war?

Aber welche Anhaltspunkte besaß ich überhaupt noch, dass dies tatsächlich der Pfortentempel war? Einen Moment lang brachen meine abenteuerlichsten Mutmaßungen wieder über mich herein, und ich dachte an jenes lebhaftes Gemisch von Eindrücken – den Hinabsturz, das Schweben im Raum, das Seil, meine Wunden und die Träume, die nichts als Träume waren. Bedeutete dies das Ende meines Lebens? Sollte ich es sogar als Gnade betrachten, falls dieser Augenblick *wirklich* mein Ende wäre? Ich fand auf keine meiner Fragen eine Antwort, sondern setzte mein Tun einfach fort, bis mich das Schicksal zum dritten Mal mit Ohnmacht umfing.

Diesmal träumte ich nicht, denn die schockierende Plötzlichkeit des Geschehens beraubte mich aller Gedanken, egal ob bewusst oder unterbewusst. Genau in dem Moment, als der widerliche Luftzug so stark wurde, dass er mir spürbaren Widerstand entgegensetzte, brachte mich eine unvermutete Abwärtstufe ins Stolpern, und ich wurde kopfüber eine schwarze Flucht mächtiger steinerner Stufen und in einen Schlund grenzenloser Schrecklichkeit hinabgeschleudert.

Dass ich jemals wieder Atem schöpfte, beweist die Zählebigkeit, die dem gesunden menschlichen Organismus innewohnt. Oftmals denke ich an jene Nacht zurück und verspüre geradezu Belustigung über die wiederholten Ohnmachtsanfälle; Anfälle, deren Aufeinanderfolge mich damals an nichts so sehr erinnerte wie an die kruden filmischen Melodramen jener Zeit. Natürlich besteht die Möglichkeit, dass diese mehrmalige Bewusstlosigkeit sich niemals ereignete; dass all die Eindrücke jenes unterirdischen Nachtmahrs nur die Träume eines einzigen langen Komas waren, das mit dem Schock meines Absinkens in jenen Abgrund einsetzte und mit dem heilenden Balsam der frischen Luft und der aufgehenden Sonne endete, die mich im Sand von Giseh, hingestreckt unter dem höhnischen, vom Morgenrot gefärbten Angesicht der Großen Sphinx antrafen.

Ich ziehe es vor, so gut ich kann, an die letztere Erklärung zu glauben und war daher froh, als mir die Polizei mitteilte, dass man die Zugangssperre vor Chephrens Pfortentempel durchbrochen vorgefunden hatte und dass in einem Winkel seines bisher unausgegrabenen Abschnitts tatsächlich ein ansehnlicher, bis zur Erdoberfläche reichender Spalt existiert. Auch war ich froh, als die Ärzte urteilten, dass meine Wunden sich mit den von mir überstandenen Strapazen hinlänglich erklären ließen: meiner Gefangennahme, der Augenbinde, dem Abgeseiltwerden, meinem Kampf gegen die Fesseln, einem glimpflichen Sturz – möglicherweise in eine Bodenvertiefung im Innengang des Tempels –, meinem Irrweg zur äußeren Absperrung samt meinem Überwinden derselben und dergleichen mehr ... eine überaus tröstliche Diagnose. Und dennoch weiß ich, dass mehr dahinterstecken muss, als es oberflächlich betrachtet den Anschein hat. Jenes extreme Hinuntersinken steht mir zu lebhaft in Erinnerung, um einfach abgetan zu werden – und es mutet sonderbar an, dass niemals ein Mann gefunden werden konnte, auf den die Beschreibung meines Führers gepasst hätte: Abdul Reis el Drogman – der Fremdenführer mit der Grabesstimme, der aussah und lächelte wie König Chephren.

Ich bin von meinem Bericht abgeschweift – vielleicht in der vergeblichen Hoffnung, mich vor der Wiedergabe jenes abschließenden Geschehnisses drücken zu können; jenes Geschehnisses, das noch gewisser als alle anderen eine Halluzination ist. Doch ich versprach, davon zu erzählen, und ich breche ein Versprechen nie.

Als ich nach dem Absturz über die schwarzen Steinstufen wieder zu Sinnen kam – oder dies zumindest glaubte –, war ich ebenso allein und von Dunkelheit umgeben wie zuvor. Der stinkende Wind, schon vorher schlimm genug, war jetzt höllisch; dennoch hatte ich mich inzwischen so sehr daran gewöhnt, dass ich ihn gleichmütig ertrug. Benommen begann ich, von der Stelle wegzukriechen, woher der Fäulniswind wehte, und spürte unter meinen blutenden Händen die kolossalen Blöcke einer gewaltigen Bodenpflasterung. Einmal stieß mein Kopf

gegen etwas Hartes, und als ich es betastete, erkannte ich, dass es der Sockel einer Säule war – einer Säule unfassbaren Ausmaßes –, deren Oberfläche mit gigantischen eingemeißelten Hieroglyphen übersät war, die ich deutlich fühlte.

Als ich weiter vorankroch, traf ich auf weitere titanische Säulen, die unglaublich weit auseinanderstanden; und plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit von etwas gefangen genommen, das unterbewusst schon lange auf mein Gehör eingewirkt haben musste, bevor es mir bewusst wurde.

Aus einem noch tiefer gelegenen Schlund der Erdingeweide drangen gewisse *Klänge* hervor, gleichmäßig und klar und anders als alles, was ich jemals zuvor vernahm. Dass diese Klänge überaus alt und eindeutig zeremonieller Natur waren, empfand ich fast intuitiv; und meine ausgedehnte ägyptologische Lektüre veranlasste mich, sie mit der Flöte, der Sambyke, dem Sistrum und dem Tympanon in Verbindung zu bringen. In ihrem rhythmischen Pfeifen, Summen, Rasseln und Trommeln schien mir ein Schrecken mitzuschwingen, der alle bekannten irdischen Schrecken übertraf – ein Schrecken, der eigentümlich wenig mit individueller Furcht zu tun hatte und sich eher in einer Art objektiven Mitleids mit unserem Planeten kundtat, weil in seinem Schoße solches Entsetzen reifen sollte wie diesen ägipianischen Kakophonien zugrunde liegen musste. Die Klänge wurden lauter und ich merkte, dass sie näher kamen. Dann – und mögen sämtliche Götter sämtlicher Götterwelten sich verbünden, um meine Ohren künftig vor dergleichen zu verschonen –, dann begann ich, leise und fern, das morbide und vieltausendjährige Trampeln jener marschierenden Geschöpfe zu hören.

Es war abscheuerregend, dass so verschiedenartige Schritte in einem so perfekten Gleichklang voranstampfen sollten. Die Übung unheiliger Jahrtausende musste hinter diesem Marsch der Monstrositäten aus dem tiefsten Erdschoß stehen ... trampelnd, schlurfend, klappernd, stolpernd, stelzend, staksend, kriechend ... und all dies zu den abscheulichen Missklängen der hämischen Instrumente. Und dann – möge Gott die

Erinnerung an jene Araberlegenden aus meinem Schädel tilgen!
– die Mumien ohne Seelen ... der Treffpunkt der schweifenden
Kas ... die Horden der höllenverdammten pharaonischen
Toten aus vierzig Jahrhunderten ... die *zusammengestückelten*
Mumien, die König Chephren und seine Ghoul-Königin Nitokris
durch die äußersten Onyx-Weiten führen ...

Das Getrampel kam näher – der Himmel bewahre mich vor
dem Klang jener Füße und Tatzen und Hufe und Pfoten und
Klauen, die sich bald hörbar unterscheiden ließen! Aus end-
losen Weiten sonnenloser Pflasterung flackerte ein Lichtfunke
im stinkenden Wind, und ich trat hinter den gewaltigen
Umfang einer zyklischen Säule zurück, um vorübergehend
dem Grauen zu entrinnen, das durch gigantische Säulenhallen
unmenschlicher Furcht und panischen Alters millionenfüßig
auf mich zustampfte. Das Lichtflacker nahm zu und das
Trampeln und der misstönende Instrumentenschall wurden
widerlich laut. In dem schwankenden orangefarbenen Licht
gewann vage eine Szene von solch versteinender Ehrfucht
Gestalt, dass ich vor lauter Staunen, das selbst Angst und
Abscheu besiegte, um Atem rang. Postamente von Säulen,
deren Schäfte höher waren, als das menschliche Auge blicken
kann ... bloße Sockel von Gebilden, deren jedes den Eiffelturm
zu zwergengleicher Nichtigkeit verdamnte ... von unvorstellba-
ren Händen eingemeißelte Hieroglyphen in Gewölben, wo das
Tageslicht nur noch eine weit entfernte Legende sein kann ...

Ich würde die marschierenden Wesen *nicht* ansehen. Dies
schwor ich mir verzweifelt, als das Knarren ihrer Gelenke und
ihr salpetriges Keuchen über die Musik und den Marschirtakt
des Todes hinweg an mein Gehör drangen. Es bedeutete eine
Gnade, dass sie nicht sprachen ... aber Gott!, *ihre irrwitzigen*
Fackeln begannen, Schatten auf die Flanken jener unfassbaren Säulen
zu werfen. Nilpferde sollten keine menschlichen Hände besitzen und
Fackeln darin tragen ... Menschen keine Krokodilsköpfe ...

Ich versuchte mich abzuwenden, aber die Schatten und die
Geräusche und der Gestank waren allgegenwärtig. Dann erin-
nerte ich mich an etwas, das ich als Junge während halbwacher

Alpträume zu tun pflegte, und begann, mir immer wieder vorzusagen: »Dies ist nur ein Traum! Dies ist nur ein Traum!«

Aber es half nichts, und ich konnte nur noch meine Augen zupressen und beten ... dies zumindest glaube ich getan zu haben, denn Visionen können trügerisch sein – und ich weiß, um mehr als eine solche kann es sich nicht gehandelt haben. Ich fragte mich, ob ich je wieder die Außenwelt erreichen würde, und öffnete zuweilen verstohlen die Augen, um zu erspähen, ob ich irgendein Merkmal dieses Ortes sehen konnte, außer dem Wind würzgesättigter Verwesung, den Säulen ohne oberen Abschluss und den grotesk tanzenden Schatten widernatürlichen Grauens. Mittlerweile herrschte der zuckende Schein immer zahlreicher werdender Fackeln, und falls dieser höllische Ort nicht ganz ohne Wände war, würde ich sicherlich schon bald eine Begrenzung oder ein unverrückbares Orientierungszeichen erblicken. Doch musste ich die Augen wieder schließen, als ich gewahrte, wie viele von diesen Wesen zusammenströmten – und als mein Blick auf ein gewisses Etwas fiel, das feierlich und gemessen einherschritt, *doch oberhalb der Hüfte keinen Körper besaß*.

Ein höllisches und heulendes Leichengegurgel oder Todesgeröchel zerriss nun die Luft – diese Beinhausstickluft, durch die giftige, brennöl- und erdpechschwängere Winde stoben – gleich einem einzigen vielstimmigen Chor jener ghoulishen Legionen hybrider Blasphemien. Meine Augen, deren Lider in widernatürlicher Weise aufgezwungen wurden, starrten momentlang auf ein Schauspiel, das kein Menschenwesen sich ohne Panik, Grauen und körperliche Ermattung auch nur vorzustellen vermag. Die Wesen waren feierlich mit einer bestimmten Blickrichtung aufmarschiert, dem Ursprung des widerlichen Windes zugewandt, und nun fiel der Schein ihrer Fackeln auf ihre gesenkten Köpfe – oder vielmehr die gesenkten Köpfe derer, die überhaupt Köpfe besaßen. Sie verharrten in Huldigung vor einer großen schwarzen, Gestank ausrülpsenden Wandöffnung, die bis fast außer Sichtweite in die Höhe wuchs und die, wie ich erkannte, von zwei gigantischen Stufen-

fluchten flankiert war, die flügelartig beidseits von ihr emporführten und deren Anfang weit entfernt im Schatten lag. Eine davon war fraglos dieselbe Treppe, die ich hinabgestürzt war.

Die Ausmaße des Loches entsprachen voll und ganz den Abmessungen der Säulen – ein normales Wohnhaus hätte sich darin verloren, und jedes durchschnittliche öffentliche Gebäude hätte problemlos hinein- und wieder hinausbefördert werden können. Sein Umfang war so gewaltig, dass man seine Grenzen nur mit schweifendem Blick ermessen konnte ... so riesig, so schauerhaft schwarz und eine solche aromatische Verpestung verströmend ... Unmittelbar vor dieses klaffende Zyklopentor warfen die Wesen Gegenstände – offenkundig Opfergaben oder Götterspenden, nach ihren Gesten zu urteilen. Chephren war ihr Oberhaupt; der hohl lächelnde König Chephren *oder der Führer Abdul Reis*, der, von einem goldenen Pschent gekrönt, mit hohler Totenstimme endlose Litaneien intonierte. An seiner Seite kniete die schöne Königin Nitokris, die ich einen Augenblick lang im Profil erblickte und bemerkte, dass ihre rechte Gesichtshälfte von Ratten oder sonstigen ghoulishen Geschöpfen weggefressen war. Und ich schloss abermals die Augen, als ich sah, welche Objekte als Opfergaben vor die Pestöffnung oder die womöglich darin hausende Gottheit hinklatschten.

Mir schien, dass die verborgene Gottheit, nach dem Aufwand des Huldigungsrituals zu urteilen, beträchtliche Bedeutung haben musste. Handelte es sich um Osiris oder Isis, Horus oder Anubis, oder um einen gewaltigen, unbekanntem Gott der Toten, der noch erhabener und machtvoller war? Es geht eine Legende um, dass einem Unbekannten entsetzliche Altäre und Kolossalstatuen errichtet worden waren, noch ehe die bekannten Götter Anbetung fanden ...

Und nun, da ich meine Nerven stählte, um die hingebungsvollen Grabeshuldigungen jener namenlosen Wesen ansehen zu können, blitzte der Gedanke an Flucht in mir auf. Die Halle war düster und die Säulen von dichten Schatten umlagert. Solange jede Kreatur des Albtraum-Aufmarschs in schockierende

Verzückung versunken war, würde es mir vielleicht knapp gelingen, an ihnen vorbei zur weit entfernten Schwelle einer der Steintreppen zu kriechen und ungesehen hinaufzuklettern; im Vertrauen darauf, dass Glück und Geschick mir anschließend ein Entkommen aus den oberen Bereichen ermöglichen würden. Ich wusste weder, wo ich mich befand, noch dachte ich ernstlich darüber nach – und einen Moment lang kam es mir erheiternd vor, ernsthaft eine Flucht zu planen, um aus etwas zu entkommen, das doch nur ein Traum war. Befand ich mich in einem verborgenen und ungeahnten tieferen Abschnitt von Chephrens Pfortentempel – jenes Tempels, der über Generationen hinweg beharrlich als Tempel der Sphinx bezeichnet wurde? Ich wusste es nicht, doch beschloss ich, ins Leben und ins wache Bewusstsein emporzugelangen, sofern Intelligenz und Muskelkraft es mir vergönnten.

Ich legte mich flach auf den Bauch und begann mit klopfendem Herzen auf die links gelegenen Stufen zuzurobben, die ich für die leichter erreichbare der beiden Treppen hielt. Ich vermag die Zwischenfälle und Empfindungen jener Kriecherei nicht zu schildern, doch kann man sie sich ausmalen, wenn man bedenkt, worauf ich in jenem übel wollenden, windgepeitschten Fackelschein ständig ein Auge halten musste, um einem Entdecktwerden vorzubeugen. Der Beginn der Steintreppe lag, wie schon gesagt, fernab im Schatten, bedingt durch den Umstand, dass sie ohne Krümmung direkt zu dem schwindelerregenden ummauerten Absatz über der titanischen Öffnung emporstrebte. Dadurch verlief der letzte Abschnitt meiner Kriecherei in einiger Entfernung von der abscheulichen Meute, wiewohl das Schauspiel mich selbst dann noch erschauern ließ, als ich es rechts von mir weit hinter mir gelassen hatte.

Endlich hatte ich es bis zu den Stufen geschafft und begann sie zu erklimmen; dabei hielt ich mich dicht an der Wand, auf der ich Verzierungen der abscheulichsten Art bemerkte, und versprach mir Sicherheit von der tiefen, ekstatischen Entrückung, mit der die Monstrositäten die übeldüstende Öffnung und die gottlosen Opferspeisen betrachteten, die sie davor aufs

Pflaster geworfen hatten. Obwohl die Treppe großstufig und steil war, aus mächtigen Porphyrböcken wie für die Füße eines Riesen gefügt, schien der Aufstieg schier endlos zu währen. Die Angst vor Entdeckung und die Schmerzen, die diese neuerliche körperliche Anstrengung in meinen Wunden aufflammen ließ, lassen dieses Aufwärtskriechen quälend in mein Gedächtnis eingebrannt bleiben. Ich hatte vorgehabt, sofort nach dem Erreichen des letzten Treppenabsatzes auf jeder danach folgenden Stufenflucht weiterzuklettern, sofern sie mich nur aufwärts führte. Keinen Abschiedsblick wollte ich jenen aasigen Abscheulichkeiten gönnen, die zwanzig oder dreißig Meter unter mir herumfuchtelten und ihre Kniefälle vollführten – doch ein plötzliches Wiederaufbranden jenes tosenden Chors aus Leichengegurgel und Todesgeröchel, das erscholl, als ich das obere Treppenende fast erreicht hatte, und dessen feierlicher Rhythmus verriet, dass er nicht meiner Entdeckung galt, ließen mich innehalten und vorsichtig über die Brüstung spähen.

Die monströsen Kreaturen begrüßten vielstimmig ein Etwas, das sich aus der widerwärtigen Öffnung geschoben hatte, um die ihm dargebrachte höllische Kost aufzuklauben. Es war etwas ziemlich Massiges, selbst aus meiner Höhe betrachtet; etwas Gelbliches und Haariges, in dessen Bewegung schnigige Kraft lag. Es war etwa so groß wie ein ausgewachsenes Nilpferd, doch sehr sonderbar geformt. Es schien keinen Hals zu besitzen, doch fünf einzelne, zottige Köpfe, die nebeneinander einem annähernd zylindrischen Rumpf entsprangen; der erste sehr klein, der zweite mittelgroß, der dritte und vierte von ebenbürtiger, die andern übertreffender Größe, und der fünfte wieder recht klein, wenn auch nicht so klein wie der erste.

Aus diesen Köpfen schnellten eigentümliche, starre Tentakel hervor, die sich gierig über die Unmengen unaussprechlicher Nahrung hermachten, die vor der Öffnung lagen. Ab und an sprang das Ding hoch, und gelegentlich zog es sich auf äußerst seltsame Art in seine Höhle zurück. Seine Bewegungen waren so befremdlich, dass ich gebannt zusah und wünschte, es würde

weiter aus seinem höhlenartigen Bau unter mir hervorkommen.

Dann *kam es hervor ... es kam* hervor, und bei diesem Anblick warf ich mich herum und floh über den Treppenschacht, der hinter mir weiter nach oben führte, in die Dunkelheit hinauf. Ich floh gedankenlos unglaubliche Stufen und Stiegen und Rampen empor, zu denen mich weder menschliches Augenlicht noch menschliche Logik geleiteten und die ich mangels Beweisen auf ewig ins Reich der Träume verweisen muss. Es muss ein Traum gewesen sein, sonst hätte die frühe Dämmerung mich niemals lebend im Sand von Giseh und unter dem höhnischen, vom Morgenrot gefärbten Angesicht der Großen Sphinx angetroffen.

Die Große Sphinx! Gott! – jene müßige Frage, die ich mir selbst am vorangegangenen, sonnengesegneten Morgen gestellt hatte ... *welch gewaltige und abscheuerweckende Abnormität hatten die Steinmetze der Sphinx ursprünglich darstellen wollen?*

Verflucht ist der Anblick, der mir, sei es im Traum oder nicht, jenes äußerste Grauen enthüllte – den unbekanntem Gott der Toten, der sich im unerahnten Abgrund die gigantischen Lefzen leckt; dem seelenlose Absurditäten, die niemals hätten existieren dürfen, abscheuliche Leckerbissen füttern. Das fünfköpfige Monster, das hervorkam ... das fünfköpfige Monster von der Größe eines Nilpferds ... das fünfköpfige Monster – *und das, dessen bloße Vorderpranke es war ...*

Doch ich überlebte, und ich weiß, es war nur ein Traum.

Gefangen bei den Pharaonen. ›Imprisoned with the Pharaohs‹.

© 1924 by the Popular Fiction Publishing Company for *Weird Tales Magazine*. Aus dem Amerikanischen von A. F. Fischer.

© dieser Ausgabe 2008 by Festa Verlag Leipzig.